

Predigt über Johannes 9,1-7

Es ist keine hundert Jahre her, da hielten es die meisten noch für falsch, dass eine Frau studiert; weniger als hundert Jahre her, dass homosexuelle Menschen sich verstecken mussten; dass Juden in den Augen der christlichen Mehrheit mit einem Makel behaftet waren; dass man schwarzen Menschen wenig Intelligenz zutraute. Heute können wir das nicht mehr verstehen. Wir sehen das jetzt wirklich anders.

Aber was sollen wir nun von unsern Großeltern und Urgroßeltern halten? Waren sie denn alle so viel dümmer als wir? Das ist unwahrscheinlich. Sie waren Kinder ihrer Zeit; geprägt von einer Gesellschaft, die es offenbar nicht besser wusste; wo man damit lebte, dass die weiße, die christliche patriarchale Ordnung eben die gottgewollte sei – diejenigen, die abwichen, wurden auf die eine oder andere Art geächtet. Ihr Leid kam dabei gar nicht in den Blick. Die Menschen glaubten, richtig zu sehen, wenn sie andere ächteten – aber heute denken wir: Wie konnten sie nur so verblendet sein?

Die Katastrophen des 20. Jahrhunderts, aber auch die Befreiungsbewegungen haben unsern Blick verwandelt und uns in mancher Hinsicht die Augen geöffnet. Aber die bange Frage bleibt: Wenn unsere Vorfahren so blind sein konnten, wie steht es denn dann mit uns selbst? Es wäre doch wohl töricht anzunehmen, gerade wir Heutigen seien nun diejenigen, die alles ganz richtig sehen. Wir sind doch auch Kinder unserer Zeit – auch unsere Wahrnehmung folgt bestimmten Mustern; wir sind geprägt von den gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen wir leben. Da mag es doch auch blinde Flecken geben – viel Wirklichkeit, die wir einfach nicht richtig sehen; Wirklichkeit, für die wir sogar sehenden Auges blind sind, etwa wenn wir freudig das neue Handy ausprobieren oder im Kaufhaus die billige Bluse ergattern – wir sehen es nicht, wie diese Dinge hergestellt wurden, selbst wenn das Fernsehen uns manchmal davon erzählt. Beim Einkaufen haben wir's nicht vor Augen. Schon das zeigt: Auch wir können ganz schön verblendet sein – als Kinder dieser Welt und Kinder unserer Zeit. Auch mit gesunden Augen ist das richtige Sehen etwas, was wir immer noch besser lernen können.

Vielleicht müssen uns die offenen Augen aber auch erst geschenkt werden. Vielleicht geht das richtige Sehen erst, wenn unsere gehaltenen, wunden Seelen so etwas wie Heilung erleben. Blindheit – das ist in der Bibel ein Bild für die Unfähigkeit, Gott zu erkennen; für unser aller Unfähigkeit, einander in Gottes Licht zu sehen. „Lebt als die Kinder des Lichts“ – fordert uns dieser Sonntag im Wochenspruch auf: versucht, Sehende zu werden um des Lichtes willen, das uns in Christus erschienen ist. Ich glaube, das Sehendwerden muss damit anfangen, dass wir mit unsern Verblendungen rechnen; dass wir unserer Blindheit gewahr werden.

Dazu lädt uns die Heilungsgeschichte ein, die wir heute als Predigttext hören:

Und im Vorübergehen sah Jesus einen, der blind geboren war. Und seine Jünger fragten ihn und sprachen: Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er ist blind geboren? Jesus antwortete: Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern, sondern es sollten die Werke Gottes offenbar werden an ihm. Ich muss wirken die Werke des, der mich gesandt hat. Dieweil ich bin in der Welt, bin ich das Licht der Welt.

Da er solches gesagt hatte, spie er auf die Erde und machte einen Brei auf des Blinden Augen und sprach zu ihm: Gehe hin zu dem Teich Siloah, das heißt übersetzt: ‚gesandt‘, und wasche dich! Da ging er hin und wusch sich und kam sehend.

Die Nachbarn und die ihn zuvor gesehen hatten, dass er ein Bettler war, sprachen: Ist dieser nicht, der dasaß und bettelte? Etliche sprachen: Er ist's. Etliche aber: Nein, aber er sieht ihm ähnlich. Er selbst aber sprach: Ich bin's.

Liebe Gemeinde, etwas weit ausgeholt habe ich zu Beginn mit der Erinnerung an all die gesellschaftlichen Verblendungen, die es gab und gibt. Aber nun holt uns diese Geschichte aus dem Johannesevangelium wieder zurück – hier geht's nicht ums „wir“, es geht um den Einzelnen, um dich, um mich.

Mit Bettlern kennen wir uns in Berlin ja aus. Kaum eine S-Bahnfahrt, wo nicht einer durch den Gang streicht mit seiner Obdachlosenzeitung. Junge Männer zumeist. Manche sind sehr heruntergekommen, in einem furchtbaren Zustand. Da ist einer, der wirkt zwar ganz brav und sauber, aber sein Blick ist erloschen. Der sieht uns nicht, der leiert sein Sprüchlein runter wie ein Zombie – das ist mir wirklich unangenehm. Ich weiche zurück, ich mag's nicht. So ein kaputter Junge, was hat der bloß angestellt mit seinem jungen Leben? Was hat der bloß für Eltern, dass es so weit gekommen ist? Ja, solche Gedanken gehen mir durch den Kopf – da bin ich nicht anders als die Jünger vor zweitausend Jahren. Auch ich stelle die Schuldfrage. Irgendwie. Und manchmal gibt es Gespräche am Abendbrottisch, da wird sie noch viel heftiger gestellt: diese nichtsnutzigen jungen Männer, diese unmöglichen Familien, da kann man sich doch heiß reden.

Aber das ist das erste, was ich aus dieser Heilungsgeschichte Jesu nun lerne: Ich bin nicht klug, wenn ich solche Fragen stelle. Ich bin nicht sehend, weil ich mir allerhand Gedanken über die Ursachen mache – im Gegenteil: Schon in meiner Fragestellung kommt zum Ausdruck, dass ich ein bisschen blöd bin – blöd, das ist ja ein altes Wort für blind.

Ich kann nur einordnen, was ich sehe – den jungen Mann auf seinen Zustand festlegen und den vielleicht irgendwie herleiten. Ich kann den jungen Mann nicht in Gottes Licht sehen – so, wie Jesus das tut. Er sieht in dem kaputten jungen Mann einen Menschen, an dem das Werk Gottes offenbar werden soll. Er sieht offenbar, dass da noch etwas anderes ist als das, was gerade in Erscheinung tritt; dass da auch ein waches Gesicht sein könnte, ein fröhlicher Mensch; einer, der eintreten könnte in die Gemeinschaft der andern – mit sehendem Blick, sprechendem Mund; einer, der zum Leben geschaffen ist – wenn sich denn das Dunkel, in dem er steckt, lichtet.

Ich kann so wie Jesus nicht sehen – ich kann dieses Potential im Andern meistens wirklich nicht sehen. Ich kann nun aber denken: Offenbar sind wir alle beide – der junge Mann und ich – nicht gerade hellichtig; nicht hellichtig genug, um einander zum Leben zu helfen. Dann brauchen wir uns auch nicht gegenseitig mit Schuldfragen zu beschweren. Es wäre doch schon viel, wenn in meinem Blick dieses Zutrauen läge: Du bist einer, an dem will Gottes Werk offenbar werden. Dieses Zutrauen kann ich haben, auch wenn ich weiß: Heilen kann ich ihn nicht. Dazu tappe ich selbst zu sehr im Dunkeln.

So geht die Frage an mich: Kann ich es merken, auch wenn ich kein Bettler bin, dass auch ich einer Heilung bedarf? Denn der, der in der Geschichte nun geheilt wird, das ist nicht nur der Andere. Das ist auch Gottes Angebot an mich und meine Dunkelheiten.

Diese Heilung wird uns ja etwas archaisch erzählt: ein Brei auf den Augen, Erde mit Spucke vermischt – so etwas scheint Lichtjahre von all unserm medizinischen und therapeutischen Wissen entfernt. Aber wenn wir es genauer überlegen, vielleicht doch nicht. Wir können das, was uns hier wie eine archaische Wundergeschichte begegnet, schon auch als die bildliche Darstellung eines therapeutischen Prozesses verstehen.

Denn das wissen wir ja schon: Seelische Krankheit hat ihren Grund oft darin, dass einer einen Schmerz einfach nicht wahrnehmen kann; blind ist für den eigenen Zustand; den Dreck nicht sieht, der ihn davon abhält, frei und lebendig zu sein. Der junge Mann in der S-Bahn – der sieht sich selbst auch schon lange nicht mehr. Hauptsache, er kriegt genug zusammen für die Spritze am Abend. Ob ich selbst so ganz anders bin als er, das ist nicht gewiss. Was nehme ich von mir wahr, wenn ich den ganzen Tag rumrenne? Was ist für mich die Hauptsache am Abend?

Heilung fängt damit an, dass ich mir meines wirklichen Zustands bewusst werde. Dass ich an dem Dreck, in dem ich stecke, nicht mehr vorbeigucken kann. Aber dazu muss mir jemand helfen. Jemand muss gewissermaßen seine Spucke für mich übrig haben – es ist nicht einfach nur Brei, den der Leidende nun vor Augen hat, es ist da auch Jesu Nähe, seine Wärme, sein Mitfühlen.

Wer einmal merkt, dass er Brei vor dem Augen hat, wird ihn schon abwaschen wollen – er ist doch ein Mensch, es ist doch Gott in ihm am Werk. Das muss der Heilende gar nicht mehr machen. Wir dürfen staunen, wie diese Geschichte all das schon weiß, woran sich ein guter Therapeut heute auch halten wird.

Doch dann müssen wir uns schon wieder sehr wundern: Warum erkennen die Nachbarn den Geheilten nicht? Warum freuen sie sich nicht, dass er so verändert ist? Dass er sie sieht und grüßt und guter Dinge ist? Warum sind sie da so unsicher? Wie kann das sein? Ja, er hat eben eine Heilung erlebt, eine große Veränderung, aber sie sind noch die Alten. Sie sehen ihn mit ihren alten Augen, ihrer eingefahrenen Wahrnehmung; sie haben keinen Blick für das Werk Gottes.

Das kommt in den besten Familien vor. Es kommt vor, dass Eltern es nicht merken, dass ihre Kinder erwachsen geworden sind. Jedenfalls nicht so richtig. Sie sehen' s einfach nicht. Da wundert man sich dann auch als Tochter oder Sohn: wieso sehen sie nicht, was alle andern doch sehen? Bis man dann selber Mutter oder Vater ist und auch so manches nicht sieht – und oft auch erst mal einen alten Brei von den Augen waschen muss.

Den alten Brei – wir haben ihn oft genug noch auf den Augen, in den allernächsten Beziehungen wie in den allerfernsten. Schließlich ist so manches, was wir von den Menschen in der weiten Welt denken, den Andern, den Muslimen etwa oder den Afrikanern, oft immer noch ein sehr alter Brei.

Wie schön, dass wir nicht verharren müssen im alten Brei. Wie schön, dass der Christus mit uns ist, der unsere Augen auftun will für das Werk Gottes; und dass es kein Ende hat mit dem Sehenlernen, bis dass wir ihn schauen werden von Angesicht zu Angesicht.

Amen.